

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 22 (2015)
Heft: 248

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

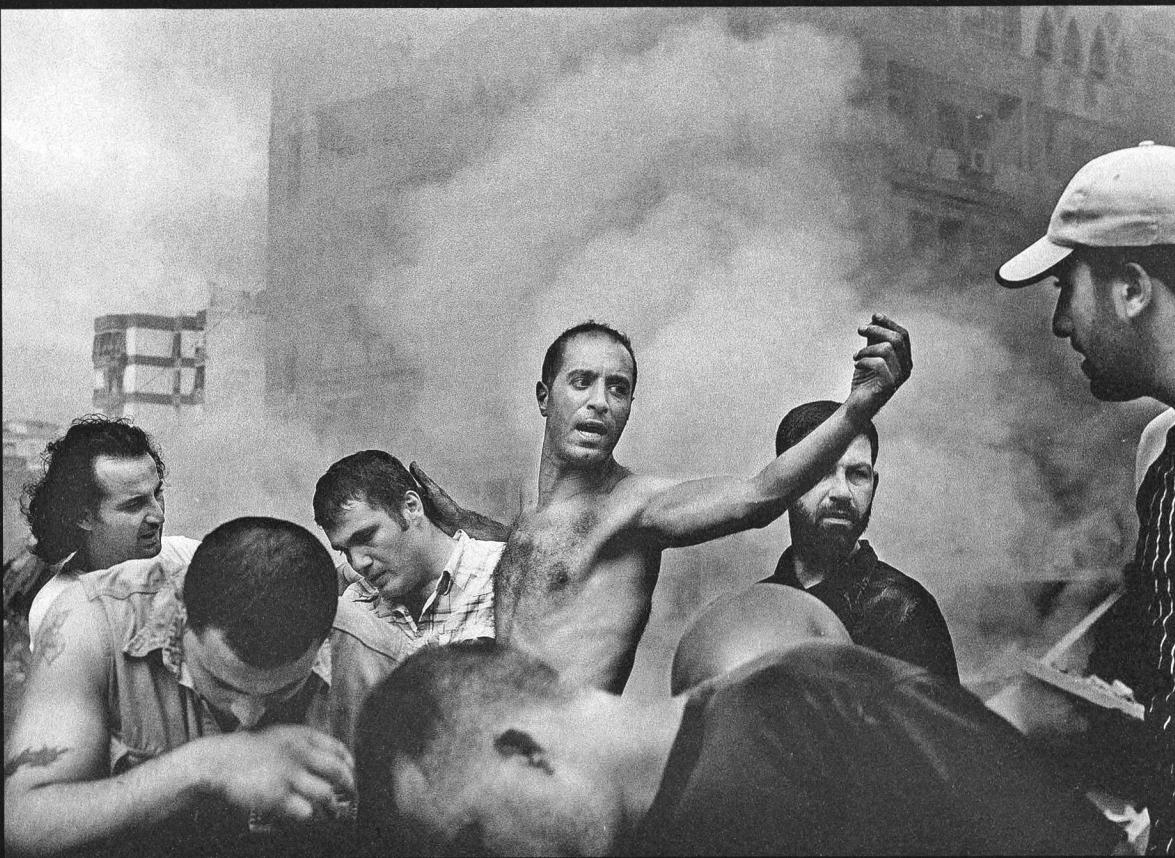
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

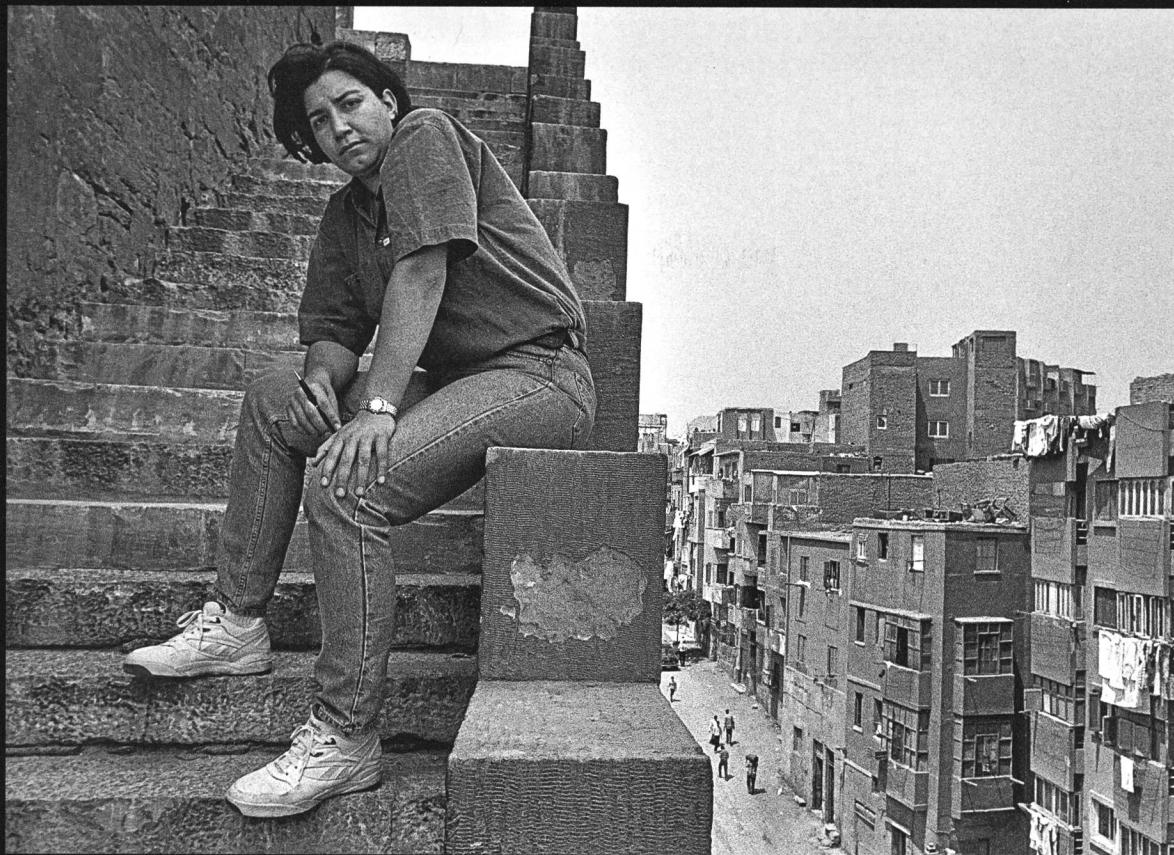


Zivilisten graben in Trümmern nach Überlebenden, unmittelbar nach einem israelischen Luftangriff, der verschiedene Gebäude in Beirut, Libanon zerstört hat, 2006. © Paolo Pellegrin / Magnum Photos

Dem Unrecht in die Augen geschaut

Speak Truth to Power: In Zusammenarbeit mit der Robert F. Kennedy Foundation präsentiert die IG Halle Rapperswil 32 Fotoporträts von Menschenrechtsaktivisten von Eddie Adams sowie Bilder von Paolo Pellegrin und Luca Zanier. von Peter Röllin

FOTOGRAFIE



In Lateinamerika werden obdachlose Kinder verprügelt, entführt, gefoltert, vergewaltigt, ermordet. Der 2010 verstorbene Bruce Harris war der wichtigste Fürsprecher von «Strassenkindern» in Guatemala. Fauziya Kassindja (Togo/USA) entkam selbst nur knapp dem Schicksal der Genitalverstümmelung. Sie floh in die USA. Was sie zu Protokoll gibt, sind nicht nur ihre Erlebnisse in Togo, sondern auch ihr persönlicher Kampf um Asyl im entwürdigenden System der US-amerikanischen Einwanderungsbehörde. Für Elie Wiesel, aufgewachsen in einer jüdischen Gemeinde in Transsilvanien (Rumänien), machte die erste Nacht in Auschwitz das Leben ganz zur Nacht. Sein lebenslängliches Trauma hat er in seinem Werk *La Nuit* (Paris 1958) niedergeschrieben.

Drei Schicksale, drei Persönlichkeiten – Fakten und Wiederholungen von Menschenrechtsverletzungen, die weltweit bekannt sind. Doch sie rücken wie die Namen der wichtigsten Menschenrechtsaktivisten unter dem Druck täglicher Informationsüberflutung meist rasch wieder in den Hintergrund. Um das Ausmass und oft auch die Permanenz von Gewalt und Verletzung zu glauben und dann dagegen aufzustehen, braucht es Geschichten, Erzählungen und Bilder – und vor allem engagierte Persönlichkeiten, die gegen Unrecht ankämpfen.

RFK steht für Menschenrechte

Dem Einsatz zum Schutz und zur Förderung von Grundrechten der Rechtsstaatlichkeit und der medialen Aufklärung von Ungerechtigkeit und Menschenrechtsverletzungen hat Kerry Kennedy ihr Leben verschrieben. Sie ist Vorsitzende des Amnesty International USA Leadership Council und Präsidentin der Robert F. Kennedy Human Rights Foundation (RFK).

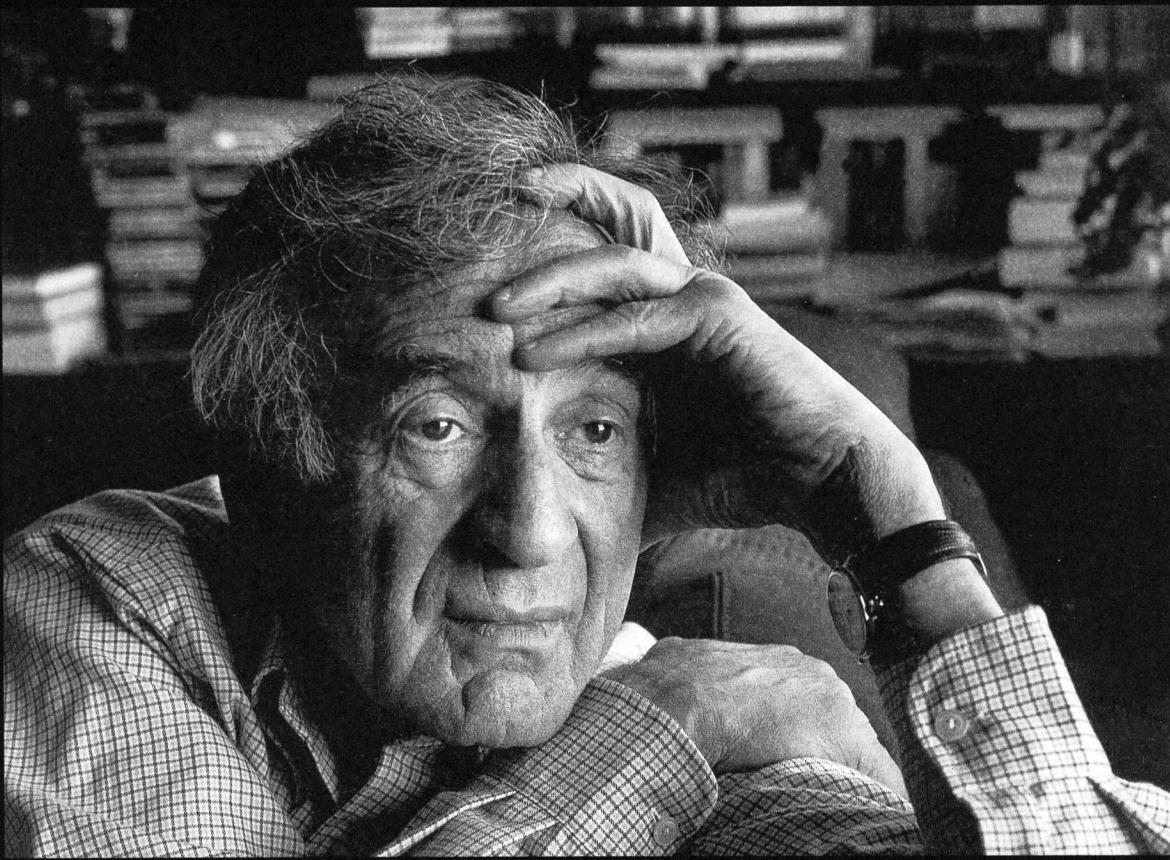
Das Engagement von Kerry Kennedy baut auf Schicksalserfahrungen ihrer eigenen Familie. Ihr Onkel, der

amerikanische Präsident John F. Kennedy, wurde 1963 in Dallas ermordet. Ihr Vater, Robert Francis Kennedy, engagierte sich als amerikanischer Justizminister durch sein Engagement für die afroamerikanische Bürgerrechtsbewegung stark. Seine eigene aussichtsreiche Präsidentschaftskandidatur endete 1968 im Blutbad eines Attentats. Seither ehrt der Name Robert F. Kennedy die Human Rights Foundation. Zehn Jahre nach der Gründung von RFK Europe in Florenz ist 2015 RFK Switzerland ins Leben gerufen worden. Dies ist der Anlass zur aktuellen Ausstellung, den Rahmenveranstaltungen sowie dem Bildungsprogramm, das der Verein IG Halle Rapperswil in Zusammenarbeit mit der RFK Switzerland organisiert.

Wahrheit gegen die Mächtigen

Kerry Kennedy, 1959 als siebtes von elf Kindern von Robert F. und Ethel Kennedy geboren, ist mit ihren Interviews, die sie in 40 Ländern auf allen Kontinenten mit 51 Menschenrechtsaktivisten führte, bekannt geworden. Für die Porträts beauftragte sie einen der meistausgezeichneten Fotografen Amerikas, den inzwischen verstorbenen Fotoreporter und Kriegsfotografen Eddie Adams.

Adams, dessen schockierende Momentaufnahme *Execution of a Suspected Vietcong, Saigon* viele von uns im Kopf tragen, wurde mit dem Pulitzerpreis geehrt. Ziel von Kerry Kennedy war es, die eindrücklichen Schwarz-Weiss-Porträts der Menschenrechtsaktivisten in Kombination mit deren aussergewöhnlichen und bestärkenden Lebensgeschichten darzustellen und in dieser Form der zukünftigen Gesellschaft, allen voran Jugendlichen und Schulen, greifbar und begreifbar zu machen. *Speak Truth to Power* – sinngemäß: der Macht mit Wahrheit begegnen, den Mächtigen die Wahrheit sagen, ein Ausspruch mit alter Tradition in den USA – ist als



Elie Wiesel (USA / Rumänien | Die Machtlosen). © Eddie Adams

Buch erstmals 2000 erschienen. Anlässlich der Gründung von RFK Switzerland und der Ausstellung in Rapperswil-Jona wird das Werk jetzt neu herausgegeben.

Der Ausdruck der porträtierten Menschenrechtsaktivisten spricht von unbeugsamem Mut, von furchtlosem Heraustreten trotz Bedrohung des eigenen Lebens sowie von der Hoffnung, Missstände zum Guten wenden zu können. Das gilt etwa für Samuel Kofi Woods: Der Gründer und Leiter der wichtigsten Menschenrechtsorganisation in Liberia und heutige Minister für öffentlichen Bau des Landes musste zeitweilig selbst vor Bedrohung und Gewalt flüchten. Sein Ausdruck (auf dem rückseitigen Umschlag dieser Saiten-Ausgabe) lässt tiefste Betroffenheit erfahren.

Umgekehrt erahnt man bei der Betrachtung des ruhigen Blicks von Dianna Ortiz, der Ursulinennonne aus New Mexiko, nicht, welcher Gewalt und Folter durch Regierungsbeamte Guatemalas sie 1989 ausgesetzt war: Ihr Kampf für Gerechtigkeit zwang die USA, langjährige Geheimakten über Guatemala freizugeben, wodurch einige der dunkelsten Momente in der Geschichte Guatemalas und der amerikanischen Außenpolitik erhellten werden konnten.

Kek Galabru, die sich als Medizinerin im kambodschanischen Kriegsjahrzehnt der 1980er-Jahre vor allem für die Rechte von Frauen und Kindern einsetzte, erscheint in Adams Aufnahme mit geschlossenen Augen wie im Traum, vielmehr im Albtraum, vor der Schädelwand eines Beinhau ses. Grosse Entschlossenheit spricht aus dem Doppelbildnis der beiden Frauen an der Front der pakistanschen Frauen- und Menschenrechtsbewegung, Asma Jahangir und Hina Jiliani.

Umgekehrt ein Augenblick des Glücks bei Kailash Satyarthi, der Leitfigur für die Abschaffung der Kinderarbeit in Indien: Sein Strahlen im Gesicht ist gerahmt von Kinder-

händen. Satyarthi hat seit 1980 die Befreiung von rund 75'000 verpfändeten und versklavten Kindern bewirkt. Gemeinsam mit Malala Yousafzai (Pakistan) wurde ihm 2014 der Friedensnobelpreis verliehen. Andere Persönlichkeiten wie den Dalai Lama, Juan Méndez, Václav Havel oder Desmond Tutu erkennen wir als bekannte Politiker und erfahren sie erneut als wichtige Fürsprecher der Demokratie.

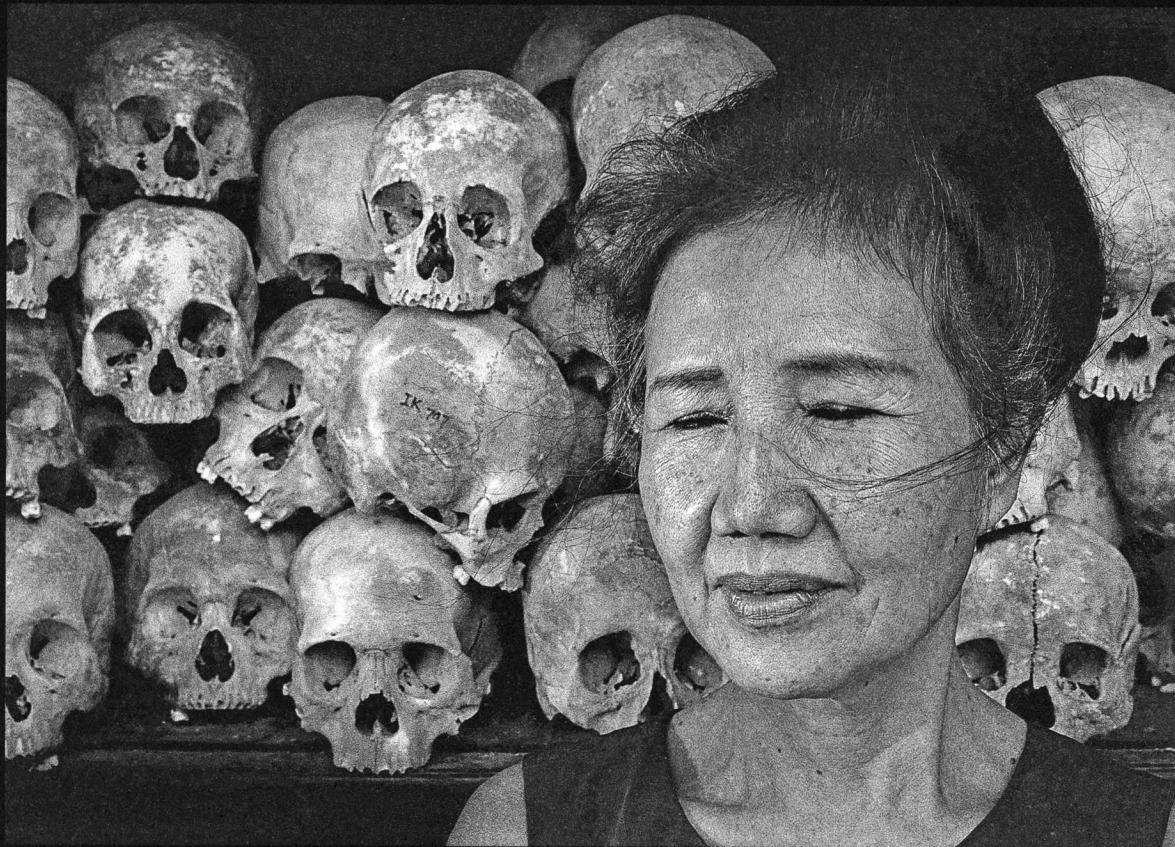
Sensibilisierung für Schulen

Die Porträtgalerie von Eddie Adams ist vor dem Hintergrund der jeweiligen Lebensgeschichten eine Vergegenwärtigung menschlicher Gewalt und des grossen Leids ganzer Bevölkerungsgruppen. Der Kampf gegen Unterdrückung jeder Art, gegen Menschenhandel und Sexsklaverei geht weiter, ebenso der Einsatz für die Rechte der Frauen, für die Aufklärung von Gewalttaten und zahlreichen Fällen von verschwundenen Personen, aber auch für die Stärkung multinationaler Unternehmensverantwortung. Die Vermittlung des Menschenrechtsgedankens an Kinder und Jugendliche und die Sensibilisierung für diese Themen sind das zentrale Anliegen der RFK Foundation.

Sandra Hutterli, Vizepräsidentin der RFK Switzerland und selbst Mitglied der IG Halle Rapperswil, leitet das entsprechende Lehrmittel-Projekt in Zusammenarbeit mit dem Kompetenzzentrum für Menschenrechte der Universität Zürich und der Pädagogischen Hochschule Freiburg.

Respektvolle Dramaturgie: Paolo Pellegrin

Die Präsentation von Adams' Porträts im 1100 Quadratmeter grossen, weitläufigen Obergeschoss des Kunst(Zeug)Haus in Rapperswil öffnet den Raum für zwei weitere fotografische Positionen. Guido Baumgartner, Mitglied der IG Halle und



Kurator der Ausstellung, führt *Speak Truth to Power* thematisch und in kluger, spannungsvoller Auswahl weiter. Die Werkgruppen von Paolo Pellegrin und Luca Zanier führen starke Wirklichkeiten von Kriegsschauplätzen und Orten der Macht zusammen.

Paolo Pellegrin, 1964 in Rom geboren, ist als gefragter Fotoreporter meistens in Kriegs- und Krisengebieten unterwegs. Sein Interesse galt von Beginn an den Benachteiligten und Verletzten der Gesellschaft, wie Immigranten, Obdachlosen, Kindern in Bosnien nach dem Krieg oder den Roma. 1995 gewann er seinen ersten World Press Photo Award für seine Arbeit über AIDS in Uganda. Seit 2005 ist Pellegrin Vollmitglied bei Magnum Photos. Die 37 in Rapperswil ausgestellten Werke unter dem Titel *As I was Dying* berühren das Elend in verschiedenen Kriegsgebieten: Gaza, Westbank, Libanon, Bagdad, Afghanistan und vor allem in Kairo. Pellegrins Bilder erinnern in ihrer Fokussierung sowie raschen und unzimperlichen Erfassung an die Dramatik von Szenen in Rodins *Höllentor*.

Räume der Macht: Luca Zanier

Wo finden sich die Orte der Macht, die Schaltzentralen, in denen politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Entscheidungsträger die Weichen weltbewegender Entwicklungen und Auseinandersetzungen stellen oder ihr Wissen beziehen? Ihnen gilt seit 2008 das Interesse des 1966 geborenen Zürcher Fotografen Luca Zanier. Als leere Räume fotografiert, offenbaren Machtzentren auf der ganzen Welt eine kühle, geometrische Ästhetik, wie unter anderem jene des Uno-Sicherheitsrats und der Uno-Vollversammlung (New York), der Arbeitergewerkschaft CGT (Paris), des Council of Europe (Brüssel und Strassburg) oder auch die ballbestimmenden Weltzentren der Fifa (Zürich) und der Uefa (Nyon).

Dazu zählen neben Sesselräumen auch Bibliotheken, wie beispielsweise die Bibliothek der Rechtswissenschaft (Zürich) oder die Bibliothèque Nationale (Paris), die die Macht von Wissen verkörpern, oder Übersetzungskabinen, die hier für die subtile Einflussnahme über Sprache stehen. Zaniers *Corridors of Power* beleben in unseren Köpfen das Koordinatensystem und die Verortung weltumspannender Machtzentren.

Speak Truth to Power – Eddie Adams, Paolo Pellegrin, Luca Zanier: 30. August – 8. November 2015, IG Halle im Kunst(Zeug)Haus Rapperswil

Vernissage:

Sonntag, 30. August, 11:30 Uhr, in Anwesenheit von Kerry Kennedy und Christoph A. Karlo, Präsident der Robert F. Kennedy Foundation.

Rahmenprogramm zu Menschenrechtsfragen und der Bedeutung des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte für die Schweiz: ighalle.ch

Für die tägliche Saiten-Dosis.

saiten.ch

Kultur, Kalender, Politik

[facebook.com/KulturmagazinSaiten](https://www.facebook.com/KulturmagazinSaiten)

twitter.com/MagazinSaiten

LAWRENCE ABU HAMDA



Führung:
Sonntag, 13. Sept., 15 h

Kunst
Halle Sankt
Gallen



«تقىيٰ (TAQIYYA) – THE RIGHT TO DUPPLICITY»

11. Juli bis 13. September 2015

Davidstrasse 40, 9000 St.Gallen

Di–Fr 12–18 h, Sa/So 11–17 h www.k9000.ch

Schwarze Tattoos

Afrika im Gedicht: Al Imfeld erschliesst Afrikas Poesie der jüngeren Gegenwart auf 800 Seiten für den deutschen Sprachraum – ein Lebenswerk.

von Florian Vetsch

Al Imfeld sei am 14. Januar 1935 in Lachen im Kanton Schwyz geboren, verzeichnet Wikipedia, und das Datum stimmt und stimmt frohgemut, denn Al Imfeld ist heuer 80 Jahre alt geworden. Die Saiten schmettern nachträglich einen Tusch! Doch in Bezug auf seinen Geburtsort gab mir Imfeld selbst einmal an, er sei irgendwo im Luzerner Hinterland geboren, wo seine Mutter mit dem Fahrrad unterwegs gewesen und unverhofft mit ihm niedergekommen sei. Dann wäre die Ortsangabe «Lachen» lediglich symbolisch zu nehmen, nämlich für Al Imfelds grosse menschliche Heiterkeit.

Wie dem auch sei: Einer, der dem Teufel vom Karrnen gefallen ist, ist Al Imfeld allemal.

Lourdeswasser und Zahnwehkreuz

1935 als erstes von 13 Kindern einer Bergbauernfamilie geboren, wuchs der auf Alois Johann Imfeld Getaufte im Weiler Etzenerlen bei Ruswil auf, in einem tiefkatholischen Milieu, das keltische Elemente wunderlich durchmischten. Es herrschte «eine Einheit aus Lourdeswasser und keltischem Zahnwehkreuz», wie Imfeld präzisiert. Am Gymnasium Immensee erlangte Al die Matura, trat in die Missionsgesellschaft Bethlehem ein, studierte Theologie und Philosophie. Dabei ging ihm der bauernschlaue Ratschlag seines Vaters, immer nur die Hälfte von dem, was man ihm sage, zu glauben, nie aus dem Sinn; das habe ihm nicht nur ein gesundes Misstrauen gegen jede Autorität eingeflösst, sondern ihn auch zur Toleranz erzogen.

In den USA doktorierte er in Evangelischer Theologie, studierte, da ihm der theologische Horizont für seine vielen Fragen nicht genügte, zusätzlich Soziologie, Journalismus und Tropenlandwirtschaft, so dass er schliesslich vier Studienabschlüsse vorzuweisen hatte. Doch Al studierte in den USA nicht nur – er engagierte sich auch. So kooperierte er in der Bürgerrechtsbewegung mit Martin Luther King, wofür ihn der nixonfreundliche Kardinal Spellman in New York als Priester exkommunizierte. Doch Al wirkte weiterhin als

freischaffender Priester und unabhängiger religiöser beziehungsweise spiritueller aufgeschlossener Mensch.

Die Missionsgesellschaft Immensee schickte ihn 1967 nach Rhodesien, um dort am Aufbau der Presse mitzuarbeiten. Imfelds Ansichten passten weder der weissen Minderheitenregierung noch der katholischen Kirche (die ihn vor Jahren bereits in Rom der Häresie verdächtigt und des Studiums an der päpstlichen Universität Gregoriana verwiesen hatte). Nach zwei Jahren musste er Rhodesien verlassen. Reisen in unabhängige afrikanische Länder wie Malawi, Tansania, Kenia folgten, in denen Imfeld feststellen musste, dass korrupte Diktaturen die ausbeuterische Logik des Kolonialismus oft nur umso brutaler fortsetzten.

Poesie in 63 Clustern

In die allseits bewegten 60er Jahre, in denen er auf drei Kontinenten aktiv gegen Rassismus, Ökoterror und die Ausbeutung sozial Benachteiligter vorging, reichen auch die Ursprünge des Projekts zurück, das heuer wie kein anderes Al Imfelds 80. Geburtstag krönte: *Afrika im Gedicht* heisst das Mammutteil, das Jahrzehntelang gewachsene Projekt, das nun zum Abschluss gekommen und, runde 800 Seiten schwer, im Offizin-Verlag erschienen ist: über ein halbes Tausend Gedichte aus über 40 Ländern, immer in der deutschen Übersetzung sowie im Original, welches auf Französisch, Englisch, Portugiesisch, Arabisch, Swahili oder Afrikaans vorliegt, insgesamt also über 1100 Texte, entstanden zwischen 1960 und 2014, flankiert mit Quellenangaben, Wörterklärungen und einem zünftigen Autoren-Verzeichnis. Die vielen, vielen Texte kommen keineswegs als öde Bleiwüste daher, sondern als fruchtbar bestelltes Ackerland, unterteilt in 63 sogenannte Cluster, also in Bündel, Büschel, Schwärme, kleine regionale oder thematische Zusammenstellungen, allesamt informativ eingeleitet und immer geschmückt mit je einer farbigen Zeichnung des Künstlers Frédéric Bruly Bouabré (1923–2014) von der Elfenbeinküste; das Titelbild zu dem schwarzen lei-

kommen, darunter Chirikure Chirikure, Joyce Mansour, Ami-
na Said, Ken Saro-Wiwa, Gergis Shukry, Wole Soyinka u.a.m.

Einige wenige Beispiele sollen nachstehend den Wert dieser originalen afrikanischen Blütenlese illustrieren.

Der angolanische Dichter José Luis Mendonça (geboren 1955) schreibt, die globale Einschätzung der afrikanischen Poesie und damit auch des afrikanischen Kontinents aufs Korn nehmend:

Subpoesie

Subsaharier sind wir
Unverstandene Subjekte
Untergattungen der Unterwelt

Unterernährt sind wir
Resultat von Subepidemien
summarische Subtote

Für den Subdollar sind wir
unterentwickelte Belange
eines untergeordneten Südens

Zu der Nord-Süd-Thematik kehrt der dionysische Dichter Dambudzo Marechera (1952-1987) aus Simbabwe den Spiess um, wenn er in einer Strophe seines Gedichts *Mondscheinmünze* die Stimme des Opfers zur Stimme des Anklägers werden lässt:

Eure Nächte leuchten dank unserem Neon-Fortschritt,
der die Obdachlosen beschwatzt bei der Beverley-Bank anzulegen
der die Durstigen beschwatzt ein Coke zu trinken und zu lächeln
der Ungebildete beschwatzt einen Fernkurs für Selbstvertrauen
zu belegen. Und immerzu leuchtet der kreisende
Mond, eine helle, aufgeblähte Münze über dem dunklen Jahrzehnt
Und wirft Strahlen der Gier durch die Tür meiner ärmlichen Hütte.

Ein vielfältiges Licht wirft die Anthologie auch auf die Lage der Frauen in Afrika. Stellvertretend lesen wir: «Im weissen wie im schwarzen Südafrika gab es eine patriarchal und religiös untermauerte Missachtung der Frau. Im Gedicht begann der Aufstand der Frauen gegen ihre Entwürdigung.»

Die aus Nigeria stammende Dichterin und Dozentin Akachi Adimora-Ezeigbo (Jahrgang 1947) verleiht in ihrem Gedicht *Vergewaltigte Ogoni-Frauen* den oft namenlosen Opfern männlicher Gewalt so eine Stimme:



Al Imfeld. Bild: pd

nengebundenen Opus magnum steuerte die in Zürich und Kapstadt lebende Künstlerin Evelyn Wilhelm (Jahrgang 1975) bei: ein rätselhaftes Schriftbild, ein Rückgrat, ein Teppichmuster, ein Flussnetz, eine Studie in Weiss und Schwarz.

Die Cluster sind unterteilt in 35 braune und 28 blaue, wobei erstere regionale, also erdhafte Bezüge erhellen unter Titeln wie «Nigeria: Neue Poesie aus dem Chaos», «Sierra Leone nach der Zeit der Zerfleischung», «Heisse Orte von Soweto bis Tahrir», «Inseldichtung rund um Afrika», «Algerierinnen im Widerstand» oder «Gärende Stimmung in Nordafrika»; derweil stellen die blauen Cluster thematische, ideelle oder soziologische Bezüge her unter weiteren sprechenden Titeln wie «Schwarz - Weiss - Coloured», «Vom Stamm über die Kolonie zum Nationalstaat», «Krieg, Terror & Folter - Visionen des Friedens», «Armut und Elend - eine Gesellschaft von Bettlern», «Spirituals & Soul, Zorn & Wut», «Liebe und Gesundheit auf afrikanisch», «Tourismus & Migration» oder «Kraft und Bedeutung des Gedichts». Allein die Titel der 63 Cluster verleihen einen Eindruck von der kaleidoskopischen Fülle des schwer wie eine gebundene schwarze Bibel in der Hand liegenden Bandes, der Afrikas Poesie für die deutsche Sprache ausleuchtet. Dabei bestellt er vorwiegend Neuland, lässt aber auch bekannte Namen zum Zug

Schwestern Schwestern Schwestern
dreimal rufe ich euch an
Tränen fliessen
wie das Blut fliessst
Der Delta-Region mangelt es nicht
an diesen bizarren
Zuflüssen
einer rot wie euer Boden
der andere
farblos
wie euer Leben
als erste vergewaltigt
schaut ihr zu
wie eure Töchter
vergewaltigt werden
von Männern, die
bis an die Zähne bewaffnet sind
einige sind jünger als ihr:
blutdurstige Männer
bei einem blutigen
Trinkgelage. Jungfernhäutchen
in Fetzen gerissen
mit Gewalt,
ungestraft!
Ihr Blut
vermischt sich
mit dem Blut und Boden
des Landes

Ein Kranz subversiver Gebete

Afrika im Gedicht blättert ein Panoptikum der afrikanischen Poesie ab 1960 auf, und zwar von Südafrika bis Ägypten, von Marokko bis Madagaskar, von Somalia bis zu den Kapverdischen. Al Imfelds Projekt wurde mit grossem Engagement mitgetragen von der Lektorin Lotta Suter, die über Imfeld bereits die Biografie *In aller Welt zuhause* (Rotpunkt, Zürich 2005) geschrieben hatte, sowie von dem Übersetzerstab Zineb Benkhelifa, Ueli Dubs, Elisa Fuchs, Danai Häggerli und Andreas Zimmermann. Doch freilich konnte nur einem Al Imfeld – einem, der dem Teufel vom Karren gefallen war! – ein solches Meisterstück gelingen. Unter vielen Texten stehen Hinweise wie «Text vom Dichter persönlich für die Anthologie zugestellt», «Gedicht vom Autor gemalt» oder «Unveröffentlicht, dem Herausgeber zur Verfügung gestellt». *Afrika im Gedicht* ist die Frucht eines während vieler Jahrzehnte sorgfältig aufgebauten Beziehungsnetzes und zugleich die Ausbeute einer ebenso langen, ausserordentlich aufmerksamen Lektüre – ein Lebenswerk.

In der Einleitung erzählt Imfeld die Genese des Thesaurus. 1963 in den USA sei in ihm die Frage nach dem typisch Afrikanischen zum ersten Mal aufgetaucht; doch bald habe er bemerkt, dass nicht er den Afrikanern etwas über sie, sondern sie ihm viel über sich selbst zu erzählen hätten. Damals streifte er den eurozentristischen Ansatz ab und begann, «systematisch neo-afrikanische Literatur anzuschaffen und zu lesen.» Bereits 1968 gab er an einer rhodesischen Mittelschule an den freien Samstagmorgen Kurse in afrikanischer Geschichte und neuer afrikanischer Literatur. An Literaturfestivals und -messen, am Radio, durch Bücher und Vorträge wurde Al Imfeld im Folgenden ein wichtiger interkultureller

Brückenbauer zwischen Afrika und Europa. Im Jahr 2000 reifte in ihm die Idee, nach der eindrücklichen, aber nicht mehr zeitgemässen afrikanischen Lyrik-Anthologie *Schwarzer Orpheus* (Hanser, München 1954/1964) ein aktuelles Museum für die afrikanische Poesie im deutschsprachigen Raum einzurichten. Doch es bedurfte 2011 des Anstosses eines «älteren und hageren Pensionärs, eines in Gedichte verliebten Pädagogen», um Imfelds Projekt auf die Zielgerade zu schicken.

Dieser Pensionär wird Augen gemacht haben, als er die schwarze Bibel, diesen «Kranz subversiver Gebete» (Odio Ofeimun), in die Hände bekam! Doch der Band ist keineswegs nur für die schmale Gemeinde der Poesie-Aficionados konzipiert, die er sowieso in nachhaltige Hochstimmung versetzt. Wie schätzt ein Mann von der Lebens- und Welterfahrung eines Al Imfeld das Wesen von Gedichten ein? «Sie helfen einem Geschäftsmann so gut wie einem Entwicklungsarbeiter. Gedichte sind eine besondere Form der Philosophie. Wie nirgendwo anders legen sie Bedürfnisse offen und zeigen deutlich Schwachstellen, ohne zu beleidigen. Gedichte sind ehrlich.»

Deshalb hat Al recht, wenn er meint, dass dieser Band «in allen Bibliotheken stehen, in Schulen und Entwicklungseinführungskursen benutzt werden müsste». Auch die kleinen Ausleihbibliotheken in Quartieren sollten ihn präsentieren, die Deutschkurse für fremdsprachige Mütter, die Seminare für Dolmetscherinnen und jene für Internationale Beziehungen sollten ihn bereithalten. Und in den Schulen dürfte er in lebendige Unterrichtsprojekte einfließen, zum Beispiel in den Fächern Deutsch, Englisch, Französisch, Geografie, Geschichte, Religion oder Philosophie. Die Schülerinnen und Schüler dürften dabei ihren Fragen zu diesen Gedichten nachgehen, Songs und Raps daraus machen, Bilder dazu malen, eigene Texte entwickeln, Diskussionen führen, Recherchen anstoßen...

Denn diese Gedichte gehen unter die Haut. Ihre unerhörte politische Brisanz, ihre historische Relevanz, ihr direkter existenzieller Bezug stehen nie in Frage. Sie liegen einen ganzen Kontinent entfernt von dem Artistisch-Artifiziellen, doch existenziell Belanglosen, das die neuere europäische Lyrik mitunter aufweisen kann. Echte Tattoos.

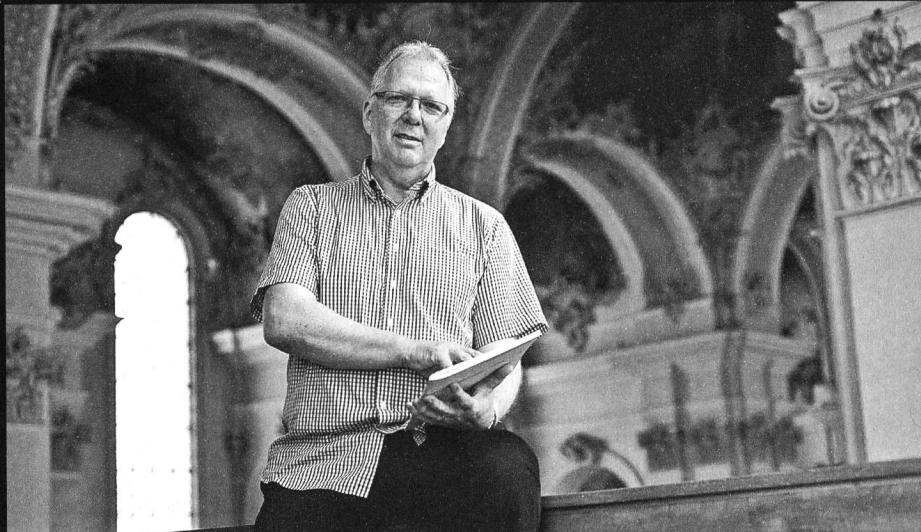
Al Imfeld (Hrsg.): *Afrika im Gedicht*. Offizin Verlag Zürich 2015, Fr. 72.–

Al Imfeld präsentiert *Afrika im Gedicht*:
Sonntag, 30. August, 17 Uhr, bei kleinaberfein,
dkms St.Gallen.

Lotta Suter stellt im Gespräch mit Florian Vetsch die Anthologie vor:
Samstag, 5. September, 13:30 Uhr, am Solihausfest St.Gallen. Dort wird auch die Foto-Ausstellung *Taten statt Worte* zum Fünf-Jahr-Jubiläum des Solihauses gezeigt.

Kirchenmusik hautnah

Wenn die Bach-Kantate *Ich hatte viel Bekümmernis* existentiell wird: Domkapellmeister Hans Eberhard über die heutige Lage der Kirchenmusik und über seine Krebserkrankung. Ein Gespräch mit *Bettina Kugler*, Sängerin im Collegium Vocale.



Domkapellmeister Hans Eberhard (Bild: Tine Edel)

Im Frühjahr haben sich Chöre aus der ganzen Schweiz beim Festival Cantars in St.Gallen präsentiert – auch Du warst mit der DomMusik im Programm vertreten. War da das ganze Spektrum heute praktizierter Musik in der Kirche zu erleben?

Hans Eberhard: Anfangs war ich sehr skeptisch. Die Vorgaben waren eng, der administrative Aufwand enorm. Aber die Resonanz beim Publikum und das Medienecho waren grossartig. Es war wohl das erste Mal, dass Kirchenmusik in einer so breiten Palette innerhalb von einem Anlass präsentiert worden ist. Für mich zeigte sich vor allem die Aufbruchstimmung. Man versucht, mit Kirchenmusik näher an die Menschen heranzukommen, populärer zu werden.

Da gilt es offenbar, gegen hartnäckige Vorurteile anzusingen?

Ja, unser Umfeld wird doch sehr klischehaft beurteilt. Es hat sich allerdings ziemlich gewandelt. Ein katholisches Milieu wie vor 50 Jahren gibt es nicht mehr, diese Verankerung von Kirche und Religion in der Gesellschaft, in der Familie, im sozialen Leben. Wer die Entwicklungen nicht mitbekommt, denkt eben, ein Kirchenchor mache Musik von vor 1800, und das habe dann auch einen ganz bestimmten Sound – es klinge eben «nach Kirchenchor». Dieses Klischee betrifft durchaus die Kirche als Ganzes.

Bedauerst Du das, als klassisch ausgerichteter Kirchenmusiker?

Für mich ist der Übergang von Erneuerung zur Anbiederung fliessend. Wenn ich Kirchenchöre sehe mit einem Durch-

schnittsalter von 65, die nur noch Gospel singen, dann berührt es mich doch ein wenig komisch. Das Dilemma kenne ich durchaus. Man möchte die klassische Tradition weiter pflegen, diesen Rucksack aus gut sechs Jahrhunderten. Andererseits brechen wir zu neuen Formen auf, wollen zeitgemäss Literatur machen. Es gibt nicht mehr so klare Kriterien, was Kirchenmusik überhaupt ist. «Musik in der Kirche» kann alles sein. Doch die Diskussion darüber ist alt. Kirchliche Gegenbewegungen gab es immer dann, wenn es zu lustig, zu weltlich, zu emotional wurde.

Kirchen, in denen moderne, «fetzige» Musik gemacht wird, haben oft mehr Zulauf. Zum Beispiel die Freikirchen.

Für mich stellt sich die Frage, ob musikalisch jedes Mittel recht ist, um die Botschaft an den Mann zu bringen. Ein gutes Essen will ich ja auch nicht mit Kartongeschirr und Plastikbesteck essen. Es muss adäquat sein, auch wenn man die Leute «abholen» will. Heute wird viel von Authentizität geredet, von Unverwechselbarkeit. Doch statt auf Erkennbarkeit zu setzen, verwischen wir Vieles. Es tönt dann wie DRS 1. Ob das der Sache dient? Ich bin mir da nicht sicher. Der Stärke der Botschaft jedenfalls entspricht es nicht. Grundsätzlich finde ich am wichtigsten, dass die Qualität stimmt. Egal für welchen Stil man sich entscheidet, es sollte Ausdruck einer seriösen Auseinandersetzung sein.

Wieviel Spielraum bleibt Dir als Kirchenmusiker für künstlerische Ambitionen?

Es gibt liturgische Vorgaben, die man erfüllen muss, wenn es Kirchenmusik und eben nicht lediglich Musik in der Kirche sein soll. In den fast 20 Jahren, die ich jetzt an der Kathedrale tätig bin, hatte ich jedoch selten das Gefühl, mich verleugnen zu müssen. Wir haben ja verschiedene Ensembles, mit denen ich auf unterschiedlichem Niveau arbeiten kann. Ich versuche jeweils so weit wie möglich zu gehen im Anspruch. Und diesen künstlerischen Anspruch braucht es meiner Meinung nach auch. Das zieht Menschen aus der ganzen Region in die Kathedrale, auch Menschen, die der Institution Kirche eher distanziert gegenüberstehen.

Mit welchen Plänen hast Du 1996 Deine Arbeit hier aufgenommen?

Ich habe schnell gute Leute gefunden – allein kann man nicht so viel bewegen, es braucht einen gewissen Geist.

Aber ich hatte klare Vorstellungen; ich wollte ein möglichst breites Spektrum bieten und möglichst viele Leute mit Kirchenmusik erreichen. Dazu zähle ich auch die Konzerte und Zwischenformen wie etwa die Lamentationen am Gründonnerstag oder die Vespers an Ostern und Weihnachten. Da kommen Leute, die sonst nicht in einen Gottesdienst gehen – aber sie spüren auch, dass es kein «Konzert» ist und schätzen das. Bei den Konzerten nehmen wir Rücksicht auf das Kirchenjahr. Eine Passion im Sommer oder ein Gloria-Programm in der Fastenzeit, das gibt es mit mir nicht.

Hätte es für Dich beruflich auch einen Plan B gegeben? Hättest Du Dir beispielsweise vorstellen können, Organist zu werden?

Nein, ich wusste, dass das nichts für mich ist – das wäre mir ein zu einsamer Posten gewesen. Meinem Bruder, der Domorganist in Solothurn war, entsprach das gut: Ihm war am liebsten, wenn er für sich üben und seine Sachen abliefern konnte. Wir sind in die Kirchenmusik hineingewachsen. Mein Vater war als Dorfchulmeister auch Chorleiter und Organist. Da sind wir als Vierjährige schon bei ihm auf der Orgelbank gesessen, später haben wir Notenständer aufgestellt, Gesangbücher eingesammelt... Auch das soziale Umfeld der Pfarrgemeinde hat mich als Kind und Jugendlicher geprägt. Die Stelle in St.Gallen war dann für mich die Chance, zu 100 Prozent meinen Lebensunterhalt mit Kirchenmusik zu verdienen. Darüber bin ich sehr glücklich; es ist eine der schönsten und attraktivsten Stellen in der Schweiz in meinem Metier.

Die Werke, die Du aufführst, sind von ihrem geistlichen Inhalt nicht zu trennen. Du sagst, dass Du die stärksten Glaubenserfahrungen über diese Musik gemacht hast. Hat sich das in den letzten zwei Jahren, seit Du an Krebs erkrankt bist, intensiviert?

Ja, extrem. Viele Texte haben eine völlig andere Bedeutung bekommen. Nicht, dass man sie vorher einfach so gesungen hätte; sie fordern immer zur Reflexion heraus. Aber sie hautnah mit der eigenen Existenz in Verbindung zu bringen, berührt noch eine ganz andere Dimension. Am stärksten habe ich es wohl im vergangenen November mit dem *Deutschen Requiem* von Brahms erlebt, aber auch bei vielen Motetten ging es mir so. Eine Zeitlang hörte ich vor allem eine Kantate, immer wieder: *Ich hatte viel Bekümmernis* von Bach. Sie fängt in Trauerstimmung an, am Schluss steht «Lob und Ehre und Preis», und sie durchschreitet dazwischen alle Stimmungsfelder. Diese Musik gibt mir Halt bei allem, was mich privat beschäftigt.

Du leitest trotz mehrerer Chemotherapie-Zyklen, die Du in dieser Zeit durchlaufen hast, ein riesiges Pensem. Lediglich zwei geplante grosse Konzertprojekte hast Du bislang gestrichen – und das mit Ersatzprogramm. Wie schaffst Du das?

Für mich ist es ein Geben und Nehmen. Natürlich sind Proben anstrengend, aber ich komme danach energiegeladen nach Hause. Musik machen zu können ist mein Lebenselixier, und ich bin dankbar, dass meine Konstitution es nahezu uneingeschränkt zulässt. Vielleicht bau ich in letz-

ter Zeit ein bisschen mehr Reserven ein und plane nicht mehr ganz so risikofreudig knapp wie früher. Das erste, wozu mir die Ärzte nach der Diagnose geraten haben, war: die Krankheit zu akzeptieren und nicht zu hadern. Und das zweite: mich von der Therapie nicht tyrannisieren zu lassen. Das gelingt mal mehr, mal weniger, aber diese lebensbejahende Haltung kommt mir doch sehr entgegen. Außerdem erlebe ich unglaublich viel Zuspruch, Anteilnahme und Unterstützung in der Chorarbeit. Da spüre ich, dass menschlich ein Umfeld gewachsen ist, das funktioniert und in einer solchen Situation trägt.

Aber eine Matthäuspassion abzusagen, das tut doch sicher auch weh.

Ja, das hatte schon bittere Aspekte. Vor allem, wenn man nicht weiß, ob man sie überhaupt noch einmal machen kann; es ist ja ein riesiger Aufwand. Andererseits habe ich mehr und mehr die kleineren, delikaten Formen entdeckt – ich freue mich zum Beispiel sehr auf die Brahms-Motette *Warum ist das Licht gegeben dem Mühseligen*, die wir im November im Gottesdienst singen werden. Es müssen nicht mehr die grossen Schinken sein, die mir zwischen 35 und 45 so wichtig waren.

Du wirst in diesem Monat 60. Das ist ein Geburtstag, an dem viele eine Lebensbilanz ziehen, gerade auch beruflich. Wie siehst Du Deine Entwicklung als Musiker?

Ab 40, durch die Stelle als Domkapellmeister, habe ich mich zunehmend spezialisiert – auf Chormusik. Die Liebe zu den Kleinformen ist dabei gewachsen. Insgesamt sehe ich mich als Spätzünder; Monteverdis *Marienvesper* oder das *Brahms-Requiem* erfordern meiner Ansicht nach auch eine gewisse Reife. Ich hätte mich ihnen mit Anfang 30 nicht gewachsen gefühlt. An meinem Zugang zur Musik hat sich wenig verändert in all den Jahren. Natürlich gibt es einen Zuwachs an Routine, im positiven Sinne. Man wird sicherer, klarer. Das weiterzugeben, etwa bei Werkwochen, zu denen ich schon mehrfach eingeladen wurde, freut mich besonders. Auch daran messe ich den Erfolg meiner Arbeit.

Machst Du Dir auch Gedanken über die Zukunft dessen, was Du hier aufgebaut hast?

Es stellt sich natürlich schon die Frage, ob es in zehn Jahren noch so viele engagierte und gut ausgebildete Laien gibt, wie sie heute die breite Basis der DomMusik bilden. Doch ehrlich gesagt hat der Blick in die Zukunft für mich im Moment keine Priorität.

DomMusik im September:

Bob Chilcott: *Peace Mass*, 6. September, 11 Uhr, Kathedrale St.Gallen.

Evensong, 17. September, 19.30 Uhr, Kathedrale St.Gallen.

L. van Beethoven: *Messe C-Dur op. 86*, 19. September, 19.30 Uhr, Kathedrale St.Gallen und 20. September, 17 Uhr, Evang. Kirche Wattwil.

dommusik-sg.ch

Familienfreundlich

Das Weiher Unplugged geht vom 11. bis 13. September in seine vierte Runde. Es setzt auf Lokalmatadore, Newcomer und einige grosse Namen. von Luca Ghiselli

Vor drei Jahren startete alles ganz klein. In der Holzbaracke des Familienbads Dreilinden stand eine kleine Bühne, die halb übers Wasser ragte. Rundherum tummelten sich etwa 3- bis 400 Zuschauer. Seither ist das Festival gewachsen und entwickelte sich zu einem festen Bestandteil der Ostschweizer Openair-Saison. Für die vierte Ausgabe des Weiher Unplugged wurde auch das Alkohol-Moratorium aufgehoben, das in den Vorjahren zu Diskussionen geführt hatte. Veranstalter und Festivalgründer Dario Aemisegger freut sich zwar darüber, will aber die Familienfreundlichkeit, die das Festival in den letzten Jahren (nicht zuletzt wegen des Alkoholverbots) kultiviert hat, nicht missen. Auf dieses Jahr wurde eigens ein Familienpass eingeführt. In einem ruhigen Teil des Geländes, schräg hinter der Bühne, steht ausserdem ein Spielplatz zur Verfügung.

Neu befindet sich das idyllische Gelände auf der Liegewiese des Familienbads. Das bietet mehr Platz für Nischen und Besucher. Dem Weiher entlang soll zum Beispiel eine Promenade mit Strassenkünstlern entstehen. Dario Aemisegger rechnet mit bis zu 2500 Besucherinnen und Besuchern. Das Festival strahle mittlerweile weit über die Region hinaus. «Vergangenes Jahr haben wir rund 40 Prozent der Tickets zwischen Zürich und Bern verkauft», sagt Aemisegger. Das Weiher Unplugged sei und bleibe ein St.Galler Openair, trotzdem wolle er mit dem Festival auch Auswärtige in die Gallusstadt locken.

Musikalisch wartet Weiher Unplugged mit einem bewährten Mix auf. Newcomer wie der Luzerner Singer-Songwriter Damian Lynn, arrivierte Grössen wie Vera Kaa und James Gruntz sowie Lokalmatadore, darunter Andy Mc-Sean, Pedro Lehmann und Martin O. sorgen für Vielfalt zwischen Folk, Blues und Chansons – eben jenen Genres, die sich für Unplugged-Konzerte besonders eignen. Auch Comedy darf nicht fehlen: Am familienfreundlichen Samstagnachmittag tritt Marc Haller mit Erwin aus der Schweiz auf. Mit den Briten Will and The People konnten die Veranstalter eine Band für den Sonntag engagieren, die mit *Lion in The Morning Sun* einen Top-10-Hit in den Niederlanden feierte und vor allem auf dem europäischen Festland auf dem Vormarsch ist.

11. bis 13. September, Familienbad Dreilinden
weiher-unplugged.ch

Synthiesüchtig

Grabenhalle und Palace laden zum zweiten A-Synth Fest. Mit von der Partie ist auch Bruno Spoerri, ein Synth-Nerd der ersten Stunde. von Corinne Riedener

Wenn am Blumenberg die Bässe knattern, Lichter flattern und Minimoogs rattern, dann ist A-Synth Fest. Im letzten Jahr zum ersten Mal und noch als eintägige Sause aufgezogen, darf sich das Festival mit Fokus auf Analog-Synthesizer heuer schon zweitätig nennen. Teil eins findet am Freitag im Palace statt, Teil zwei am Samstag in der Grabenhalle.

Am Ziel hat sich nichts geändert: Die Vielfalt elektronisch-analoger Musik soll gemeinsam erforscht und ausgelotet werden – dieses Jahr zwar ohne Ausstellung, dafür mit (live vertonten) Filmen, (interdisziplinären) Bandprojekten und einer waschechten Synth-Legende. Das diesjährige Programm sei «ein bisschen Avantgarde, ein bisschen obskur, ein bisschen Freakshow, ein bisschen Retro, ein bisschen Technophilie», sagt Bookerin Sophie à Wengen von der Agentur Minouche Music, die das Festival zusammen mit der Grabenhalle organisiert.

Freitag ist Kinotag: Eröffnet wird das Festival mit dem Film *Industrial Soundtrack For The Urban Decay*, einer Reise von den Ursprüngen der Industrial-Musik in die avantgardistischen Kreise der Gegenwart. Zentrale Filmfigur ist Stephen Mallinder, Kopf der britischen Band Cabaret Voltaire und Gastmusiker an der letztjährigen A-Synth-Sause. Später am Abend: Sängerin und Synth-Nerd Tara Busch aus L.A. mit einer analogen Live-Vertonung des Science Fiction-Horror-Streifens *The Silence* von Maf Lewis. Danach sorgen die DJs vom Magazin «zweikommastieben» für durchblutete Beine.

Der Samstag beginnt mit einer ganz besonderen Fragestunde: Bruno Spoerri, begnadeter Jazzer und Schweizer Elektronik-Pionier, wird auf der Bühne Red und Antwort stehen. Anschliessend wird der 80-Jährige, der im vergangenen März in die Schlagzeilen geriet, weil der amerikanische Rapper Jay-Z ihm ein Sample geklaut hatte und im darauf folgenden Urheberrechtsstreit erfreulicherweise unterlag, sein Können unter Beweis stellen. «Von analog bis digital – analoge Ideen in der digitalen Welt» heisst seine «Präsentation am Instrument».

Weiter geht es mit soundtrackig-düsteren Tönen von Silvan Lassauer alias Hollow Man, einem viel zu selten auf Besuch weilenden Exil-St.Galler. Den deutlichsten Kontrast dazu dürfte wohl Mara Barenbaum aka Group Rhoda aus San Francisco mit ihrem Tropical Synth-Wave liefern – wenn Felix Kubin das nicht schon vorher erledigt. Der Abend wird übrigens, wie könnte es anders sein, von einem Tsürcher «gettätschmeistert». Marc Jauslin alias Jauss begleitet die Gäste durch die Nacht und füllt auch noch die letzte Lücke, bevor dann Aïsha Devi die Grabenhöhle mit ihren eigenwillig-technoiden Club-Sounds füllt.

Freitag 18. September, Palace St.Gallen und Samstag, 19. September, Grabenhalle St.Gallen
asynthfest.ch

Die Vögel sind jetzt Hunde

In *White God* erheben sich geknechtete Strassenhunde zu einer blutigen Revolution gegen die Menschen. Der ungarische Film ist ein schräger Mix aus *Lassie* und *Die Vögel* – und eine Parabel auf das rechtspopulistische Orbán-Regime.
von Urs-Peter Zwingli



Lili auf der Flucht vor der Hundemeute. (Bild: Arthouse)

Ein Rudel aus hunderten Strassenhunden peitscht durch die leeregefegte Stadt Budapest. Böse Menschen, die die Hunde zuvor knechteten, finden ihr blutiges Ende: Der Veranstalter von illegalen Hundekämpfen etwa, der die Tiere zuerst blutgeil machte und dann aufeinander hetzte, wird in seiner Stube zerfleischt. «Recht sol!», denkt man sich als Zuschauer, der sich mit den Hunden im ungarischen Film *White God* (original: *Fehér isten*) solidarisiert hat.

Denn diese müssen anfänglich vor allem eines: leiden und Dreck fressen. Die Geschichte beginnt mit dem Mädchen Lili, das für ein paar Monate bei seinem Vater einziehen muss, weil die Mutter länger verreist. Die Chemie zwischen dem introvertierten Vater und der rotzigen Teenager-Tochter stimmt von Anfang an nicht. Dass Lili ihren massigen Mischlingshund Hagen in die Stadtwohnung mitbringt, macht das Chaos perfekt: Der Vater will für den Mischling keine sogenannte «Rassensteuer» zahlen. Kurzerhand setzt er das Tier an einer Strassenkreuzung aus.

Es folgt eine leicht kitschige und langatmige Trennungsgeschichte à la *Lassie*: Lilis Herz ist gebrochen, tagelang irrt sie durch Budapest und sucht Hagen. Dieser bekommt unterdessen die ganze Brutalität der menschlichen Natur zu spüren: Knapp entkommt er skrupellosen Hundefängern – nur um kurz darauf von einem Obdachlosen an einen Ausrichter von illegalen Hundekämpfen verschachert zu werden. Der verwandelt Hagen mittels fiesen Methoden und allerlei Medikamenten in eine blutrünstige Bestie. Diese Gehirnwäsche gipfelt darin, dass er Hagen an einem Hundekampf auf einen anderen Hund hetzt. Hagen tötet seinen Gegner, wird so durch den herrschenden Menschen zum Mörder gemacht.

«Massen werden sich erheben»

Regisseur Kornel Mundruczo versteht seinen Film explizit als «Kritik des ehemaligen und zukünftigen Ungarn, in dem eine kleine Schicht über eine grosse Masse herrscht», wie er sagt. Im osteuropäischen EU-Land ist seit einigen Jahren die rechtspopulistische Partei Fidesz unter dem autokratisch agierenden Ministerpräsident Viktor Orbán an der Macht. Dicht gefolgt wird Fidesz von der noch übleren, rechtsradikalen Jobbik-Partei. Stimmung machen diese Parteien vor allem mit Hetze gegen Juden und Roma. Letztere werden in Ungarn systematisch diskriminiert und schikaniert. «Das sind gefährliche Tendenzen», so Mundruczo, «und wenn wir nicht aufpassen, werden sich die Massen eines Tages gegen ihre Meister erheben.»

Tatsächlich bricht im zweiten Teil von *White God* die Revolution aus: Durch einen Zufall und mit viel Kampfgeist kann Hagen Strassenhunde befreien, die in einem Tierheim in schäbigen Käfigen vegetieren, nur um nach wenigen Tagen mit einer Spritze eingeschläfert zu werden.

Doch eben: Hagen, der Hunde-General, befreit die geknechteten Massen aus diesem eigentlichen Gefangenengelager und übt mit ihnen blutige Vergeltung. In diesem zweiten Teil nimmt der Film endlich Fahrt auf. Er kippt von der herzerweichenden Trennungsgeschichte von Lili und Hagen in einen Rachefilm erster Güte. Zum Schluss kommt es zu einem Showdown mit Zündstoff: Die beherzte Lili, ihr geliebter, doch mittlerweile verrohter Hagen, seine Hunde-Armee und Lili's Vater (mit einem Flammenwerfer bewaffnet) treffen in einer Sackgasse aufeinander.

Nur schon die spektakulären Bilder der Hundemeute machen den Film sehenswert. Regisseur Mundruczo arbeitete für die Massenszenen mit 250 Hunden, ganz ohne Computeranimationen. Man denkt angesichts der schieren Menge wütender Tiere unweigerlich an *Die Vögel* von Alfred Hitchcock. Nur dass die Vögel jetzt halt Hunde sind. Schöne Anekdote übrigens: Die Filmhunde kamen laut dem Regisseur aus ungarischen Tierheimen und wurden danach alle adoptiert.

White God:

Ab 1. September (Premiere) im Kinok St.Gallen.
kinok.ch

Das Kunsthau Zürich erhält für die Bilder aus der Kunstsammlung von Emil G. Bührle einen Erweiterungsbau. Das Danaergeschenk aus dem Erbe des Waffenfabrikanten ruft nach gründlicher Aufarbeitung und Dokumentation von Raub- und Fluchtkunst. Das leistet das soeben erschienene *Schwarzbuch Bührle*.

von Wolfgang Steiger



Sie sind die Guten. George Clooney und Matt Damon kurven als Monument Men mit Michelangelos Brügger Madonna im Anhänger durch die österreichischen Alpen. Screenshot, *Monuments Men*.

Immer muss es das Schwarze sein. Schlimme Zustände werden regelmässig mit der Farbe schwarz etikettiert. Die stehende Wendung im Titel *Schwarzbuch Bührle* ist aber auch schon das einzige Kritikwürdige beim Enthüllungsbuch mit dem Untertitel: *Raubkunst für das Kunsthau Zürich?* Es erscheint aus aktuellem Anlass: Mit knapper Ja-Mehrheit nahm das Zürcher Stimmvolk im November 2012 die Vorlage zur Kunsthau-erweiterung an. Der bombastische Neubau des englischen Stararchitekten David Chipperfield soll Zürich im internationalen Wettbewerb des Standortmarketings in die oberste Liga befördern. Nach dem Metropolitan Museum in New York ist hier künftig die grösste Sammlung von Werken des französischen Impressionismus ausserhalb von Paris zu sehen. Kulturtouristen aus aller Welt werden in Scharen erwartet.

Blutgeld und Raubkunst

Doch der Höhenflug flacht seit dem Schwabinger Kunstmuseum ab. In der Münchner Wohnung des 80-jährigen Cornelius Gurlitt fanden die Behörden 1500 Kunstwerke, die ihm sein

Vater hinterlassen hatte. Hildebrand Gurlitt war eine der zentralen Figuren des Kunsthands in Nazi-Deutschland. Der Fall Gurlitt und die überraschende Vergabe der Sammlung an das Kunstmuseum Bern lässt auch die Debatte um die Schatten auf der Bührle-Sammlung wieder in Gang kommen. Das stellen die Herausgeber Thomas Buomberger und Guido Magnaguagno fest und liefern im *Schwarzbuch Bührle* fundiertes Material dazu. Mit Aufsätzen von Hans Ulrich Jost, Wolfgang Hafner, Heinz Nigg und Charles Linsmayer entsteht im Buch ein Panorama neuerer Schweizer Geschichte, das spannender nicht sein könnte. Alle Autoren haben schon früher über den Waffenfabrikanten und Kunstmäzen geforscht.

Das faktentreue Wissen macht in dieser Konzentration aus dem Sachbuch einen packenden Politthriller. Die Bührle-Story erzählt von Blutgeld aus Waffenverkäufen, Handel mit Raub- und Fluchtkunst, doppelter Moral, Schmiergeldzahlungen als Geschäftsgebaren, Unterschriftenfälschungen für illegale Waffenexporte, Anpassung der schweizerischen Neutralitätspolitik an eigene Bedürfnisse mit willfährigen

Helpen in Wirtschaft und Politik – und als Finale zerfällt der Bührle-Konzern in den 1980er-Jahren bis zur Unkenntlichkeit.

Das Schwarzbuch warnt aber auch davor, alle diese Vergehen nur einer einzelnen Personen wie Emil G. Bührle anzuhängen, denn damit entsteht ein Schleier, hinter dem ebenso belastete Akteure verschwinden können. Obwohl eingebürgert, wurde der Emporkömmling Bührle von der Zürcher Oberklasse nie so richtig akzeptiert und eignete sich deshalb gut als Sündenbock. Die Spenden des Waffenfabrikanten in Millionenhöhe für die bürgerlichen Kulturinstitutionen nahm man jedoch unbekümmert an, obwohl es Blutgeld war. Darin bestand das Bührle-Paradox, wie es der Historiker Hans Ulrich Jost nennt.

«Die Kunst veredelt den Menschen»

Der 1890 im badischen Pforzheim geborene Emil Georg Bührle stammte aus kleinbürgerlichen Verhältnissen. Er studierte in Freiburg und München Philosophie, Literatur und Kunstgeschichte. Wie der schöngestigte Student, der für die französischen Impressionisten schwärmt, mit Überzeugung in den Krieg gegen Frankreich ziehen konnte, zeigt die Ambivalenz dieses Mannes. Als Erst-Weltkriegs-Veteran schloss er sich im Rang eines Offiziers den Stahlhelm-Freikorps an. Die antidemokratische Soldateska tat sich in den Nachkriegswirren durch äusserste Brutalität hervor. Unter anderem geht die Ermordung der sozialistischen Reichstagsabgeordneten Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht auf deren Konto.

Als Agent für die geheime Wiederaufrüstung Deutschlands unter Umgehung der Versailler Verträge übernahm Bührle 1922 mit dem Geld seines reichen Schwiegersvaters in Zürich-Seebach eine marode Werkzeugmaschinenfabrik, aus der später die Waffenfabrik Oerlikon wurde. Dank dem Verkaufserfolg der 20mm-Kanone konnte Bührle mit dem Aufbau seiner Kunstsammlung beginnen. Seine Waffenschmiede florierte: 1940 beschäftigte das Unternehmen 3'880 Arbeiter und Angestellte, aber Schmiergeld und Provisionen überstiegen die Lohnzahlungen. Bührles Vermögen betrug 8,5 Millionen Franken, fünf Jahre später war es auf gut 170 Millionen gestiegen. Er war zum reichsten Schweizer geworden.

Der Waffenfabrikant war überzeugt, dass die Beschäftigung mit der Kunst den Menschen veredle. Daran glaubten auch die Nazis. Nach ihrem Einmarsch in Paris plünderten sie die Museen, konfiszierten die Kunstsammlungen der Juden und schafften immense Kunstschatze nach Deutschland. Für Göring mussten es deutsche und holländische Meister wie Cranach, Rembrandt, Brueghel, Dürer und Spitzweg sowie Tapisserien und Gobelins sein. Sogenannte «entartete Kunst» verschoben die Nazis, um Devisen zu machen, in die Schweiz, die damit zur internationalen Drehscheibe für Raubkunst wurde. So veranstaltete die Galerie Theodor Fischer 1939 in Luzern eine Auktion mit Raubkunst, an der sich Bührle für seine Kunstsammlung zu sensationell günstigen Preisen mit elf Meisterwerken seiner Lieblingsmaler Corot, van Gogh, Cézanne, Courbet, Pissarro und Monet eindeckte. 1941 fuhr Bührle auch ins besetzte Paris, um Bilder einzukaufen.

Die Alliierten erklärten unterdessen alle Transaktionen mit Raubkunst für null und nichtig und die amerikanische Armee schuf eine spezielle Abteilung, deren Aufgabe die Auffindung und Rückgabe der von den Nazis gestohlenen Kulturgüter war. Der Film *Monuments Men* von und mit George

Clooney erzählt in Hollywoodmanier die aussergewöhnliche Geschichte dieser Truppe nach.

Charles Linsmayer schildert in seinem Beitrag zum Schwarzbuch den Versuch Bührles, auch auf das Schweizer Schrifttum Einfluss zu nehmen. Er offerierte 1943 dem Schweizer Schriftstellerverein (SSV) zwei Millionen Franken. An der Generalversammlung des SSV kam es zu interessanten Voten zu diesem Korrumperungsversuch. Ausführlich zitiert Linsmayer einen Artikel des passionierten Reiters und Journalisten Hans Schwarz in der Zeitung «Die Nation». Der überzeugte Antifaschist schliesst seinen Artikel, der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lässt, mit einem furchterlichen, biblisch anmutenden Fluch: «Wer dieses Blutgeld mit dem Nagel eines Fingers berührt, soll geächtet sein im Lande der Freien. Dem Dichter und Literaten, der die Hand ausstreckt nach diesem Geld, soll diese Hand verborren und das Gehirn dazu, und er soll keine Ruhe finden in schlaflosen Nächten bis an sein verfluchtes Ende, und aus dem Dunkeln der Nacht sollen ihn die grossen Augen der Kinder anstarren, denen man Vater und Mutter und Heimat nahm!»

Das St.Galler Hodler-Bild

Bührles Berater beim Aufbau seiner Sammlung war der Kunsthändler Fritz Nathan. Ausserdem vermittelte Nathan Kunstwerke aus jüdischen Sammlungen als Leihgaben unter anderem auch an das Kunstmuseum St.Gallen, um sie dem Zugriff der Nazis zu entziehen. Nach seiner Flucht aus München wohnte Nathan während 15 Jahren mit seiner Familie in St.Gallen an der Rorschacherstrasse 25, wo er eine Galerie betrieb. Nach St.Gallen war er wegen seiner Beratertätigkeit bei der Aufwertung der Sturzenegger'schen Gemäldesammlung gekommen. Nathan half in Bedrängnis geratenen Juden beim Verkauf ihrer Kunstsammlungen, so auch Max Silberberg, einem Industriellen aus Breslau. Die Kunstwerke wurden nicht freiwillig verkauft und unter ihrem Preis gehandelt und müssen deshalb den ursprünglichen Besitzern restituiert werden. *La Sultane* von Edouard Manet ist ein derart belastetes Bild aus der Sammlung Silberberg, das in Bührles Besitz überging. Noch immer weigert sich die Bührle-Stiftung, die Rückgabeforderung der Silberberg-Erben anzuerkennen. Nicht so das Kunstmuseum Chur; es gab ein Bild mit der gleichen Herkunft von Max Liebermann zurück.

Noch häufig ist der Fall des Bildes *Stockhornkette am Thunersee* von Ferdinand Hodler, das sich als Dauerleihgabe der Simon Frick-Stiftung im Kunstmuseum St.Gallen befindet. Dieses steckt in einem Dilemma: Nach dem Washingtoner Protokoll zur Rückgabe von Raub- und Fluchtkunst darf ein kontaminiertes Bild nicht gezeigt werden; die Dauerleihgabe aber ist mit der Verpflichtung, das Hodler-Bild auszustellen, verbunden.

Thomas Buomberger, Guido Magnaguagno (Hrsg.):
Schwarzbuch Bührle, Rotpunktverlag Zürich 2015,
Fr. 38.–.

Podiumsdiskussion «Fluchtgut»:
Montag 31. August, 16 Uhr,
Museum Oskar Reinhardt Winterthur.

Der rechte und der linke Kämpfer

Der eine kam als Frontist der ersten Stunde nach St.Gallen, der andere verliess die Stadt und prägte die Arbeiterbewegung mit. *Richard Butz* stellt die fast zeitgleich erschienenen Bücher zu Hans Kläui und Max Tobler vor.

Im April 1938 kommt der 1906 geborene, in Flaach als Sohn einer Pfarrersfamilie aufgewachsene Philologe und Publizist Hans Kläui mit seiner Ehefrau nach St.Gallen, später wohnt er an der Gottfried-Keller-Strasse 26. Hier wird er drei Jahre später verhaftet und wegen nationalsozialistischer Umtriebe von einem Militärgericht zu einer nach Rekursen in eine in «bedingt» umgewandelte Gefängnisstrafe verurteilt. 54 Jahre später erscheinen in Zürcher Medien Nachrufe auf Kläui, die sein umfangreiches- lokalhistorisches und literarisches Schaffen – sein Werkverzeichnis umfasst 275 Titel – würdigen. Völlig ausgeblendet oder (mit einer wohlwollend abgefassten Ausnahme) verschleiert wird Kläuis aktive frontistische Vergangenheit.

Vom Nazi zum Naturschützer

Nur schon auf St.Gallen bezogen, kommt dabei einiges zusammen. Er wirkte hier als Ortsgruppenleiter und Gauführer der Ostschiweizerischen Parteiorganisation und organisierte beispielsweise Anfang Juli 1938 einen Gautag in St.Gallen, verbunden mit einem Marsch auf die Vögelinsegg. Für die «Front» und den «Grenzboten» schrieb er zahlreiche Artikel, hetzte gegen die Juden, verfasste ein «Kampflied», in dem es etwa heisst: «Geheimbund, Jud' und fremdes Geld soll nimmer uns verzehren», und glaubte fest: «Nationalsozialistisch wird die Schweiz so oder so werden.» Mitten im Krieg übersetzte Kläui für den Zürcher Rascher-Verlag aus dem Englischen die Biografie des schweizerisch-amerikanischen Ichthyologen, Glaziologen und Rassentheoretikers Louis Agassiz (die aktuelle Ausstellung zu Agassiz in der Kantonsschule am Burggraben erinnert auch daran). Zusammen mit dem St.Galler Altstoffhändler Mario Karrer gründete er 1942 die «Nationale Opposition». Karrer gewann als erster Schweizer Frontist einen Sitz in einem Kantonsparlament, Kläui erhielt nur zwei Stimmen weniger und ging leer aus.

Nach 1944 trat er nicht mehr frontistisch in Erscheinung und engagierte sich fortan als Lokalhistoriker und aktiver Naturschützer. Im Nachhinein äusserte er sich nie zu seiner Vergangenheit, wie Daniel Gut in seinem faszinierenden und lebendig geschriebenen Buch über Kläui und den Schweizer Frontismus festhält. Zur Geschichte dieser Verschleierung passt auch der Eintrag im «Winterthur Glossar», der erst in diesem Jahr mit einem Hinweis auf einen Zeitungsartikel über Kläuis Frontistenzeit ergänzt worden ist.

Ein unorthodoxer Linker

Eine ganz andere, ebenfalls eng mit St.Gallen verbundene Geschichte liest sich im Buch des Arztes, Publizisten und Politikers Max Tobler (1876–1929) *Die Welt riss mich*. Tobler gehört zwar zu den wichtigen, aber bisher eher übersehnen Figuren der Schweizer Arbeiterbewegung. Er war eng befreundet mit dem linken und anarchistisch inspirierten Zürcher Arbeiter-

arzt Fritz Brupbacher, wirkte als Redaktor des sozialdemokratischen Zürcher «Volksrecht», engagierte sich in der Arbeiterbildung und unterhielt Kontakte zur Dada-Bewegung. In einem umfangreichen Nachwort weist Christian Hadorn auf Toblers fortschrittliche Haltung in der Frauenfrage hin und arbeitet dessen unorthodoxe und libertäre Positionen eindrücklich heraus.

Toblers Autobiografie, geschrieben im Alter von 50 Jahren, beginnt in St.Gallen und nichts deutet anfänglich auf eine Wendung nach links hin. Sein Vater war ein autoritärer und patriotischer Kaufmann, der dem Gymnasiastensohn verbot, dem abstinenter Humanitas-Verein beizutreten. An seine Heimatstadt erinnert sich Tobler oft mit leisem Spott: «Wie es um die Stadt herum kleine Berge und kleine Wälder und kleine Flüsse gibt, (...) so gab es in der Stadt selbst viele kleine, fleissige Bürger, bis die Leinwandindustrie durch die Stickerei verdrängt wurde.» Über seine Lehrer an der Kantonsschule weiss er nichts Gutes zu berichten, und gleich hält er es mit der St.Galler Aristokratie, zu denen er etwa als «Tagblättlijunker» die Zollikofer oder die Familie Gonzenbach rechnet. «Fort», so betitelt Tobler sein Abschiedskapitel, und damit begann der Aufbruch über Cressier als Lehrer für Französisch und kaufmännisches Rechnen, Genf als Zoologiestudent, Würzburg, Zürich, Neapel und England, immer auch geplagt von seiner Sehnsucht nach Frauen. In Portsmouth ging der zum Philosoph gewordene Tobler an Bord einer Fähre und schreibt rückblickend: «Mein Schiff fährt jetzt wirklich in voller Fahrt gegen Havre, und ich überlege mir nochmals, ob ich denn wirklich Tolstoianer sei und auf Luxus und Frauendienst verzichten will.»

Damit, 1903, endet Toblers Autobiografie. In der Folge heiratete er eine feministische Ärztin, zeugte mit ihr zwei Kinder, wechselte zum Arztberuf und entwickelte sich zu einer unabhängig denkenden und einflussreichen, oft aber auch von Gesinnungsgenossen angefeindeten Figur der Schweizerischen Linken und Arbeiterbewegung.

Daniel Gut: *Neidkopf. Zur Naturgeschichte des Schweizer Frontisten Hans Kläui – eine literarische Recherche*. Elfundzehn Verlag, Zürich 2015, Fr. 26.90.

Max Tobler: *«Die Welt riss mich»*. Aus der Jugend eines feinsinnigen Rebellen (1876–1929). Herausgegeben mit einem Nachwort von Charles Hadorn. Chronos Verlag, Zürich 2015, Fr. 48.–.

Röbi Baumgardt druckte für die Szene



Robert Baumgardt. (Bild: Barbara Signer, aus: Saiten, Oktober 2008)

Ende der 1960er-Jahre entstand in St.Gallen an der Ecke Katharinengasse/Goliathgasse rund um das Musiklokal Afrikana ein wilder Jugendtreff, «der Kreis». Jugendliche nahmen sich hier ein paar Jahre lang ohne zu fragen ihren Platz im öffentlichen Raum, bis den Behörden das Treiben zu bunt wurde. Auch Röbi tauchte mit seinem Motorrad im Kreis auf: langhaarig, rebellisch, ein liebenswürdiger Typ. Von Beruf war er Offsetdrucker. Er war 1951 in einer Familie, die seit vielen Generationen im St.Gallen der Textilblütezeit im Druckereigewerbe tätig war, auf die Welt gekommen. Schon bald nach dem Lehrabschluss trat er in den Betrieb seines früh verstorbenen Vaters ein. Der Onkel Otto Nussbaum, die Mutter Hedwig Baumgardt, die gute Seele der Firma, und weitere Familienmitglieder hielten den Familienbetrieb mit seinen verschiedenen Geschäftszweigen, Akzidenzdruckerei mit angegliedertem Schwalbenverlag sowie eine Stoffschniederei, in Gang.

Oftmals zur Nachtzeit verwandelte sich das nach Lösungsmittel riechende Druckereilokal im Subparterre an der Unterstrasse 37 in eine Untergrunddruckerei. Statt Briefpapier, Couverts und Visitenkarten spuckte der Zylinder der ratternden Offsetdruckmaschine politische Pamphlete mit aufrührerischen Texten und experimenteller Grafik aus. Politrocker in Lederklamotten und Untergrundkünstler klebten auf dem Leuchtpult Druckvorlagen, trugen Blätter zusammen und hefteten die Druckerzeugnisse. Im überschaubaren St.Gallen konnten die heimlichen Aktivitäten vor der Polizei nicht verborgen bleiben. So kamen denn auch mal Beamte auf Staatsschutzmission an der Unterstrasse vorbei. Zwar frech geschrieben, erfüllten die Texte in den Heften aber keinesfalls einen Straftatbestand.

Die Underground-Publikationen trugen Namen wie: *Black Stone Inspiration*, *Roter Gallus*, *Gassenblatt* und *Gassenblues*, *Luftboote*, *Steinschleuder*, *Schleppscheisse*, *Das Wrack*, *Umsturz* und *Grabenzzeitung* (Liste unvollständig). Die Grossherzigkeit Robert Baumgardts und sein Können als Drucker ermöglichte die Entfaltung einer zur Grösse der Stadt unverhältnismässig vielfältigen Produktion an Fanzines, Polit- und Alternativkulturbüchern, Plakaten und Broschüren, die zuweilen den Weg bis nach Berlin in die Hausbesetzerszene von Kreuzberg fanden. Als die alternative Parallelwelt nach einiger Zeit untergegangen war, verlagerten sich Röbis Druckaufträge hin zu den sich neu etablierenden Kulturinstitutionen. Im Impressum des Kinok-Programmheftes ist seit jeher der Schwalbenverlag als Druckerei angegeben.

Zur Aufbruchsstimmung in seiner Jugend hatte neben dem Motorradfahren und der Rock-Pop-Musik auch der Gebrauch von Rauschmitteln gehört. Das hinterliess bei Röbi ein schweres Suchtproblem. Aber dank der für ihn äusserst positiven Einführung der staatlichen Heroinabgabe konnte er mit der Krankheit umgehen. In letzter Zeit brauchte er nur noch etwas Methadon. Unbesehen der HIV-Medikamente, die seinem Körper stark zusetzten, und den Spätfolgen des jahrzehntelangen Drogenkonsums arbeitete er immer in seiner Druckerei. Als vor sieben Jahren seine Mutter starb, war das für Röbi schwer zu verkraften. Zum Glück schaute aber im Haus an der Unterstrasse die Familie zu ihm.

Am 2. August ist Robert überraschend an seiner Arbeitsstätte verstorben.

Wolfgang Steiger

NACHRUF

Geschlechtlicher Kommunismus

In der Kellerbühne wird Viktor Hardungs
über 100-jähriger Stadtroman
Die Brokatstadt zu neuem Leben erweckt.
von Peter Surber



Das alte Stadttheater am Bohl. (Bild: Kellerbühne)

«Theaterkritik halte ich für überflüssig, sowohl gegenüber den Direktoren und Darstellern, die sie nur schädigt, als gegenüber dem Publikum, das in seinem Grossteil gar nicht wirklich belehrt werden mag, weil es jede solche Belehrung als eine Beleidigung seines schlechten Geschmackes empfinden muss.»

Starke Worte – von einem, der gewusst hat, wovon er spricht. Viktor Hardung war 1899 bis 1916 Kulturredaktor und Theaterkritiker des «St.Galler Tagblatts». Daneben schrieb er Gedichte, Versdramen und jenes Buch, das als erster St.Galler Stadtroman gilt: *Die Brokatstadt*. Er erschien 1909 im Huber-Verlag. Hauptschauplatz ist das alte Stadt- und Aktientheater am Bohl, einst Brennpunkt des Stadtlebens, heute steht dort der Mc Donald's. Hauptfiguren sind ein Kritiker namens Ulrich Wegell, Oberspielleiter Karl Möllenhof, die schöne und reiche Rikarda Wesseberg sowie Schauspielerinnen und Schauspieler, ein Pfarrer und weitere St.Galler «Schlüsselfiguren».

Blick hinter schäbige Kulissen

Dieses Personal holt die Kellerbühne jetzt aus der Versenkung, in die das Buch geraten ist – nicht ganz zu Unrecht, wie man beim Lesen feststellt: Hardungs Text hat einige Staub angesetzt, das sieht auch Kellerbühnen-Leiter Matthias Peter so. Andrereits ist er überzeugt, dass die «spritzen Dialoge um zeitlos aktuelle künstlerische Fragen» auch heute noch funktionieren. *Kulissenklatsch* betitelt er seine Bearbeitung des Romans: Drei Schauspieler (Matthias Peter selber, Alexandre Pelichet und Simone Stahlecker) spielen die diversen Rollen samt überleitenden Texten, Bildprojektionen rufen die damalige Zeit wach, Pianist Urs Gühr trägt die Musik zur szenischen Lesung bei. Ein «ironisches Melodram» verspricht der Programmzettel.

Um das Theater steht es zu Hardungs Zeiten allerdings nicht zum Besten. Die rasch wechselnden Direktionen sind gezwungen, mit dem damals privaten «Aktientheater» ihren Lebensunterhalt zu verdienen; entsprechend sehen die Programme aus, für Kritiker Wegell ein «graues Elend voller Lustigkeiten». Vor allem vermisst er den nötigen «Aufwand an Geist» und wirft dies dem neuen Direktor auch gleich zur Begrüssung an den Kopf. Ihn selber interessiert dann neben dem Geist aber doch auch der Körper, zumindest jener von Fräulein Lora van Born, der «ersten Liebhaberin» im Ensemble.

Wegells amouröse Komplikationen zwischen Lora und Rikarda sind ein Strang im Roman – ein anderer, sozial-kritischerer dreht sich um die miserable gesellschaftliche Stellung der Theaterleute. Die Löhne sind katastrophal, die Damen im Ensemble müssen sich einen Liebhaber aus den besseren St.Galler Kreisen angeln, die Herren trumpfen auf oder scheitern wie der alternde Heldendarsteller Genast, der sich am Ende während einer *Hamlet*-Vorstellung erhängt, nachdem ihm der Direktor den Schuh gegeben hat.

Bürgerliche Doppelmoral

Mit allem Furor geisselt Hardung die Doppelmoral der «mehr besseren» St.Galler Bürger: «Ihr masst euch an, das Weib öffentlich zu verachten, das ihr heimlich missbraucht». So sagt es Schauspielerin Lora in einer Schimpftirade auf ihren untreuen Liebhaber Wegell und trumpft dabei mit allem Pathos jener Epoche auf: «Und wir vom Theater! Solltest du, gerade du, nicht mehr von uns wissen? Aufgereizt und aufgewühlt durch die Darstellung der Leidenschaft, umwirkt von einer Sphäre, wo nur zu oft geschlechtlicher Kommunismus herrscht, gezwungen, durch Hervorkehrung unserer Reize zu gefallen – wir, wir sollen das Verlangen nicht fühlen, das wir durch unseren Beruf zu erregen verpflichtet sind?»

Der Roman mündet dann doch halbwegs in ein Happy-End. Das erhofft sich Regisseur Matthias Peter auch von dieser Eigenproduktion der Kellerbühne. Ihm sei es ein Anliegen, mehr st.gallische Themen auf den Spielplan zu bringen. Hardungs Zeitbild biete einen lebendigen Einblick ins damalige Stadt-Sittenleben; «auf einer grösseren Bühne könnte man ein Horvath-Stück daraus machen», ist Matthias Peter überzeugt.

Auf seiner kleinen Kellerbühne setzt er hingegen auf eine stark stilisierte Form, eine musikalisch-szenische Lesung «in der Manier eines Schwarz-Weiss-Films». Was der gnadenlose Theaterkritiker Wegell davon hielte? Am 22. September ist Premiere.

Kulissenklatsch:

22. September 20 Uhr, weitere Vorstellungen bis 1. November, Kellerbühne St.Gallen.

Symbolisches Grabmal



«Kein anderes Land auf unserem Planeten ist so voller Wunder wie Armenien.» So schwärzte Lord Byron 1816. Ein Jahrhundert später erlitt das Land der Wunder eine der grössten Katastrophen der jüngeren Zeitgeschichte: Je nach Schätzung zwischen 300'000 und 1,5 Millionen Menschen fielen dem Genozid der Türken an der armenischen Bevölkerung zum Opfer. «Aghet» (Katastrophe) ist der Begriff dafür in Armenien.

Dikran Zarmanian, 1899 in der Provinz Sivas geboren, hat den Völkermord überlebt. Seine Erinnerungen, im belgischen Exil niedergeschrieben, haben die Nachkommen rund 60 Jahre später wieder entdeckt und übersetzt. «Der Autor ist nicht Imre Kertesz oder Primo Levi. Die einfachsten Worte genügen, die Kraft des Erlebten zu schildern.» Der «schrecklich-ernsthafte Bericht» sei zugleich Anklage und Nachruf. «Er gibt den Ermordeten eine Existenz zurück – wir wagen nicht zu sagen: Leben – sowie ein symbolisches Grabmal.»

Aus Zarmanians Erinnerungen und anderen Texten hat der Theatermacher Pierre Massaux das Stück *Ararat Mon Amour* zusammengestellt. Ob Völkermord oder nicht (ein Begriff, den die Türkei bis heute bestreitet): Diese Frage stehe nicht im Zentrum, sagt Massaux, denn der Platz der Kunst sei nicht die Politik. Sie könne jedoch dazu beitragen, «dem Schrecken ins Gesicht zu blicken». Auf einer kargen Bühne spricht die Schauspielerin Nicole Edelmann die Texte. Nicht Sentimentalität, sondern Wahrhaftigkeit sei das Ziel seiner Inszenierung, sagt Massaux, der mit seinem Théâtre sacré auch schon Produktionen zum Holocaust oder zu Guantanamo herausgebracht hat. Im Kleintheater 111 im Grossacker, das Massaux mit betreibt, ist das Stück im September zu sehen, ausserdem in Wolfhalden im Rahmen der dortigen «Tage der Humanität» sowie in Urnäsch. (Su.)

Ararat mon amour

13. September, 17 Uhr, weitere Vorstellungen bis 30. September, Theater 111 St.Gallen, 17. September, 20 Uhr, Evang. Kirche Wolfhalden und 18. September, 20 Uhr Evang. Kirche Urnäsch.

61

Weiss auf schwarz

Arschlochigkeit und Tugendliberalismus

Sozial und ökonomisch gerechter werden.
Zuwanderung stoppen, in Landesverteidigung investieren, EU-Beitritt verhindern.
Sich als Europäer sehen, der EU beitreten.
Kantönligeist beseitigen und schweizweite Regeln.
Verbesserung der Altersvorsorge.
Selbstbewusstsein stärken.
Ordnung schaffen im Bankensystem, Bankgeheimnis anpassen.
Die Neutralität bewahren.
Direkte Demokratie bewahren.
Raumplanungsgesetz aktiv realisieren.
Armee abschaffen und das Geld für Bildung und Grundeinkommen verwenden.
Selbstkritisch, anpassungsfähig und lernfähig bleiben.
Atomkraftwerke abschalten, Umweltschutz und Nachhaltigkeit fördern.
Den schleichenden Feminismus aufhalten.
Gleichberechtigung durchsetzen (Frauen, sexuelle Orientierung).
Nichts erscheint dramatisch dringlich.

So und anders lauten einige der rund 5000 Antworten, welche vor Jahresfrist bei der Umfrage «Point de Suisse» auf die Frage gegeben wurden: «Was muss die Schweiz Ihrer Meinung nach im Moment am dringlichsten tun?» Die Umfrage umfasste eine Vielzahl von Fragen – politische zur Asylpolitik oder zu den Steuern, persönliche zu Ängsten und Hoffnungen, schliesslich auch unkonventionelle; darunter die Frage, welche der angrenzenden Regionen vom Vorarlberg bis zu Savoien man gern zur Schweiz zählen würde.

Inspiriert war das Projekt von einer vergleichbaren Volksbefragung an der Expo 1964 in Lausanne, die zum Teil so überraschende Ergebnisse gezeigt hatte, dass deren Publikation verboten wurde. 50 Jahre danach wollten es die Point-de-Suisse-Initianten um das St.Galler Künstlerduo Com&Com sowie Milo Rau und Rolf Bossart vom «International Institute of Political Murder» (IIPM) noch einmal wissen. Sie stellten neue Fragen und plakatierten Fragen und Antworten schweizweit mit dem Ziel, «die Schweiz zur Reflexion über sich selbst anzustiften». Es kamen wiederum teils unerwartete Ergebnisse zustande – so ist das Ereignis, das am meisten, nämlich mehr als ein Drittel der Befragten gern aus der Schweizer Geschichte streichen würden, das Grounding der Swissair, noch vor der Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg.

Das Verhältnis der Befragten zur Schweiz sei eine Mischung aus Reflexion und «imaginärer Swissness», sagt Milo Rau in seiner Analyse der Umfrage. «Point de Suisse zeigt die zwei Tendenzen des Schweiz-Konzepts sehr klar: zum einen eine auf der Ausnahmestellung in der europäischen Gewaltgeschichte basierende, kalttherzige Arschlochigkeit; zum andern einen ungebrochenen, bewundernswerten Tugendliberalismus, diesen klein-bürgerlichen Wunsch, <gut> zu sein. Das ist, ob 1964 oder heute, das charmante Janusgesicht der Schweiz.»

2015 geht die Umfrage weiter: ab September unter pointde-suisse.ch, begleitet von einer Ausstellung in Basel und einer Publikation. Übrigens: Drei Viertel der Schweizerinnen und Schweizer sind zurzeit «sehr» oder «eher» glücklich. (Su.)